

Volker Rapsch: **Faites Divers**

Für Raucher wird es hochehrfreulich sein, zu vernehmen, daß ein italienischer Forscher, Toni Korporis in Florenz, welcher bislang eher auf Grund seiner *pontes longi*-Forschungen sich einen Namen gemacht hat, durch Untersuchungen festgestellt hat, daß manche Krankheitskeime, zum Beispiel Cholera- und Typhusbacillus, durch Tabakrauch getötet, andere wenigstens in ihrer Entwicklung verzögert werden.

*

Die Kultur Amerikas hat es jetzt bis zu Särgen mit Musik gebracht. Die Musikvorrichtung, die Choräle und Trauermärsche spielt, befindet sich unten am Boden des Sarges und wird nach Art der Spieldosen aufgezogen, so daß, während die Leiche aufgebahrt liegt, klagende Weisen vom Sarge her ertönen. Besonders erschütternd für amerikanisches Gefühl soll es sein, wenn diese Töne sich noch aus der Gruft vernehmen lassen und erst unter der Last der aufgeschütteten Erde allmählich ersterben. Übrigens: Von Neujahr ab sollen im Staate New York die Hinrichtungen durch Elektrizität stattfinden.

*

In ungeheuren Massen hat sich der Hering in diesem Jahr an den Küsten der Ostsee, besonders der holsteinischen, eingefunden. Die Fischer, die anfangs über die reiche Beute froh waren, verwünschen den zum Fluch gewordenen übermäßigen Segen. Nachdem weit und breit die Ortschaften des Strandes um ein geringes mit Heringen versorgt sind, war an weiteren Absatz der ungeheuren Massen wegen des tiefgesunkenen Preises nicht zu denken; sie lohnten nicht einmal die Transportkosten zu den einschlägigen Lebensmittelfabriken in Kiel, Lübeck, Flensburg oder auch Hamburg. Viele Tonnen Heringe mußten wieder der See übergeben werden und ebensoviele wurden an Landwirte als Düngemittel abgefahren.

*

Über die Bereitung des Pfeilgifts bei manchen Stämmen Afrikas hat der bislang eher durch abseitige Forschungen aufgefallene Privatgelehrte Toni Korporis folgende Mitteilung von Interesse gemacht: « Die Eingeborenen zerstoßen die Körper roter Ameisen, die in diesen Gebieten sehr zahlreich sind, zu Pulver und kochen dasselbe in Palmöl. In diesen Sud tauchen sie die Pfeile. Die Verwundungen rufen unfehlbar Starrkrampf hervor und dadurch den Tod. »

*

In der Sitzung der Gemeinde deutscher Meteorologen (GdM e.V. i.Gr.) in Berlin teilte der zum Starwissenschaftler avancierte Professor Pedro Pedigree interessante Beobachtungen mit, die er über die « Durchsichtigkeit der Berliner Luft » angestellt. Demnach waren in der Mitte der Stadt 6/7 der ursprünglichen Durchsichtigkeit bei senkrechtem Eintritt der Sonnenstrahlen verloren gegangen, während im freien Land nur 1/5 in Wegfall kommt. Abends nimmt die Durchsichtigkeit wieder zu, da die Rauch- und Abgasbildung und so weiter aufhört bzw. stark abnimmt. Um 11 Uhr nachts beim Vollmond angestellte Beobachtungen haben ergeben, dass 588/1000 verloren gingen. Immerhin ist aber auch nachts die Luft in der Hauptstadt Deutschlands noch doppelt so schwer durchsichtig als im Freien!

*

Die C.N.T., 1910 gegründet und aus der spanischen Sektion der internationalen Arbeiterassoziation hervorgegangen, hatte bereits 1918 über 1 Million Mitglieder. Besonders stark in Katalonien vertreten – weit mehr als die Hälfte der Arbeiter in Barcelona organisierte sich anarchistisch –, aber auch in Madrid und darüber hinaus in ländlichen Provinzen – vor allem in Andalusien, in der Levante und im Aragon –, entwickelte sich die C.N.T. zur entscheidenden Speerspitze der spanischen Arbeiterbewegung. Im Juli 1936 hielten die Arbeiter der C.N.T. die Zeit für gekommen, die *Theorie von Saragossa*, den zum offiziellen Programm erhobenen *Comunismo libertario*, in die Tat umzusetzen.

Die ethischen Prinzipien des *Comunismo libertario* zielten darauf ab: 1. Jedem menschlichen Wesen das zu geben, was seine Bedürfnisse erfordern, ohne daß die Befriedigung derselben anderen Beschränkungen unterliegt als denen, die mit der Leistungsfähigkeit der Wirtschaft zusammenhängen. 2. Von jedem Menschen entsprechend den Bedürfnissen der Gesellschaft den größtmöglichen Einsatz seiner Kräfte zu verlangen, wobei auf die physische und moralische Verfassung eines jeden Individuums Rücksicht genommen werden muß.

Aufstände schüttelten das feudalistische Spanien schon unter dem Regime des Diktators Primo de Rivera, mit dem es zu Ende ging, als der Monarch Alfons XIII. abdankte und die Republik proklamiert wurde. Das war 1931. In den folgenden zwei Jahren entstanden zwar vorbildliche Gefängnisse, die, so Arthur Koestler, « modernsten und besten in Europa », die nicht « dazu dienen sollten, die Gesellschaft vor den Häftlingen zu schützen, sondern die Häftlinge vor der Gesellschaft », im übrigen zeigte sich die Republik aber zu keinen strukturellen Reformen imstande. Vielmehr füllten sich die gerade modernisierten Gefängnisse mit politischen Häftlingen. Gegen das Bollwerk von Armee und katholischer Kirche, beide übten starken Einfluß auf den Staatsapparat aus, kam die Regierung nicht an. 1934 schließlich, während der sogenannten zwei schwarzen Jahre der Regierung Gil Robles, wurden in Asturien die Grundeigentümer von ihren Anwesen verjagt, und das Volk verwirklichte so etwas wie eine spanische Oktoberrevolution.

Die wirtschaftlichen und politischen Zustände waren unhaltbar geworden, das soziale Gleichgewicht total zerstört. Besonders auf dem flachen Land herrschte großes Elend. Die Masse der Spanier, Tagelöhner, Kleinbauern und Arbeiter, mußte zwölf Stunden und mehr täglich schuften und litt gleichzeitig Hunger. Die Tagelöhner Andalusiens, dreiviertel der Bevölkerung, waren regelmäßig ein halbes Jahr arbeitslos. Über der Masse thronte eine wohlhabende und privilegierte Kaste. Auch die Industrie war im Großen und Ganzen feudalistisch strukturiert. So wie es andernorts immer wieder zu Erhebungen kam, revoltierten auch die Menschen in Asturien, und sie versuchten den *Comunismo libertario*. Regierungstruppen, die unter dem Kommando eines gewissen Francisco Franco standen, lösten damals die spanische Variante einer Oktoberrevolution auf. 30000 Menschen, die meisten Anarchisten, wanderten in die Gefängnisse. Grund genug für die Anhänger der Lehren Bakunins und Kropotkins, im Februar 1936 zur Wahl zu gehen. Hatte doch die *Frente popular* die Freilassung aller politischen Gefangenen versprochen.

Den Sieg der *Frente popular* im Februar 1936 hatte das Volk mit großer Hoffnung auf Besserung seiner Lebensumstände verknüpft; und die Befürchtungen der Rechten sollten sich bewahrheiten. « Die Massen sprengten bald den allzu engen Rahmen des an den Wahlurnen errungenen Erfolgs », schreibt Daniel Guérin in seinem Buch *Anarchismus*. « Sie machten sich über die parlamentarischen Spielregeln lustig und warteten nicht auf eine Regierungsbildung, um die Gefangenen zu befreien. Die Bauern zögerten, ihre Abgaben zu bezahlen. Die Tagelöhner besetzten und bearbeiteten das Land. Die Dorfbewohner entledigten sich ihres Gemeinderates und begannen, selbst zu regieren. Die Eisenbahner streikten, um die Verstaatlichung der Eisenbahn zu erzwingen. Die Maurer von Madrid forderten die Arbeiterkontrolle als erste Etappe zur Sozialisierung. » Sowohl die Maurer

von Madrid als auch ihre Gesinnungsgenossen im ganzen Land wurden in den folgenden Wochen und Monaten von der endlich gebildeten Regierung ziemlich enttäuscht. Sie war, kaum anders als die vorangegangene, zu keinen wesentlichen Reformen fähig, was den Revolten nur zusätzlichen Antrieb gab. Ernstzunehmende Rufe aus Kreisen der ins politische Abseits gedrängten Antirepublikaner wurden laut. Die Rechte verlangte den Sturz der Republik. « Die Regierung übersteht das nicht », meinten viele. Man erwartete inzwischen den *Coup*. Und man wollte gewappnet sein, organisierte mit nicht gerade legalen Mitteln Pistolen, Gewehre und Munition. Die Regierung hingegen begnügte sich mit halbherzigen Loyalitätsappellen an eine Armee, die schließlich den Staatsstreich durchführte.

George Orwell, der im April 1937 von der aragonesischen Front kommend Barcelona erreicht, kehrt in eine Stadt zurück, von der er nur wenige Monate zuvor einen völlig anderen Eindruck gewonnen hatte: « Die Atmosphäre der Revolution ist verschwunden. Es war wieder eine gewöhnliche Stadt, ein wenig vom Krieg gezwickt und zerstört, aber sonst ohne ein äußeres Zeichen der Vorherrschaft der Arbeiterklasse. » Noch aber weht die anarchistische Flagge auf dem Dach der Telefonzentrale in Barcelona. Noch ist Barcelona und ganz Katalonien nicht kommunistisch. Und noch glauben die Leute der C.N.T. an die gemeinsame Sache der antifaschistischen Front. Obwohl ihres Einflusses in Madrid bereits beraubt, setzt die C.N.T. auch dann noch auf die Volksfront, nachdem Kommunisten die Weigerung der Anarchisten, ihre Waffen einer gerade zu bildenden Polizeimacht zur Verfügung zu stellen, zum Anlaß genommen hatten, das unter Arbeiterkontrolle stehende Telefonamt und gleich die ganze Stadt dazu im Sturm einzunehmen. Die C.N.T. wird entwaffnet und die Regierung Negrin inthronisiert. Man heißt sie *Regierung des Sieges*. Mit der Revolution ist es endgültig vorbei, und die militärische Niederlage kündigt sich an. Während die Demokratien zuschauen und sich in Nichteinmischung üben, handeln die Diktaturen. Es sind deutsche Flugzeuge gewesen, die Franco und mit ihm zigtausend Soldaten von Marokko nach Sevilla in Andalusien gebracht hatten. Im Verlauf des Bürgerkriegs kämpften rund 16000 deutsche Soldaten auf Seiten der Faschisten. Hinzuzurechnen ist die bekanntermaßen zweckdienliche Qualität deutscher Militärausrüstung.

Auch Benito Mussolini zeigt sich nicht kleinlich und schickt insgesamt 67000 Mann nach Spanien. Es sind im wesentlichen italienische Infanteristen, die unter General de Llanos Malaga belagern. Die Offensive beginnt am 10. Januar 1937. « Eine Stadt nach dem Erdbeben », erlebt Arthur Koestler: « Finsternis; ganze Straßenzüge in Trümmern; die heil gebliebenen Straßen menschenleer, gleichfalls mit Trümmern besät; tödliches Schweigen und – oder ist es Einbildung? – der widerliche Gestank verbrannten Fleisches. Die Stadt mit ihren zweihunderttausend Einwohnern ist am Verhungern. » Anfang Februar verstärken die Truppen den Druck. Luftangriffe nehmen zu. In der nur noch durch einen schmalen Küstenstreifen mit republikanischem Gebiet verbundenen Stadt beginnt der Exodus gen Norden: « Dieser Strom saugt alles mit sich fort: Zivilisten, desertierende Milizionäre, desertierende Offiziere, den Zivilgouverneur, Teile des Generalstabs. Er saugt Malaga die Widerstandskraft aus den Adern, seinen Glauben, seine Moral. Nichts kann seiner magnetischen Wirkung widerstehen. » An der Front schmeißen Milizionäre ihre Gewehre weg und schlagen sich in die Sierra. Keine Flugzeuge, keine Schiffe, die Republik hatte Malaga aufgegeben. « Die Verteidiger Malagas hatten keine Gewißheit, daß die Republik hinter ihnen stand. Italiener, Mauren und Fremdenlegionäre kämpften mit dem professionellen Mut der Söldner gegen das Volk; und die Soldaten des Volkes, die für die eigene Sache kämpften, liefen davon. » Malaga fällt am 8. Februar 1937 an die Faschisten. Überall im Land verlieren die Soldaten des Volkes den Mut. Zweifel schleichen sich ein, von Verrat ist die Rede, von divergierenden Zielen. Den anarchistischen Einheiten geht die Munition aus. Flugzeuge, Panzer, schwere Artillerie fehlen, um den Durchbruch der feindlichen Truppen bei Teruel im Aragon aufzuhalten. Aber jeder Nachschub wird von den Kommunisten unterbunden. Trotz verzweifelter Gegenwehr ist Francos Siegeszug nicht mehr zu bremsen.

« Dort muß zugemacht werden! » Notiert Oberst von Richthofen in sein Tagebuch, und die

Flugstaffel der deutschen Legion Condor, insgesamt 6500 Mann, holt zu dem ersten kaltblütig geplanten Zerstörungsschlag aus, den das spanische Volk erleiden muß. Guernica, eine kleine baskische Stadt, ist völlig vernichtet. Mehr als 1600 Menschen, überwiegend Zivilbevölkerung, kommen am 26. April 1937 ums Leben. Dem Direktor des Prado, Pablo Picasso, stellt die Republik eine ganze Wand zur Verfügung. Im spanischen Pavillon der Pariser Weltausstellung entsteht im Mai Picassos berühmtes Bild *Guernica*.

Im Frühjahr 1938 durchbrechen die Söldnerheere des General Franco die aragonesische Front und erreichen das Mittelmeer. Sie stehen 170 Kilometer südlich von Barcelona. Ausschlaggebend sind die Flugzeuge der Legion Condor gewesen. Sie treffen ihre eigenen Landsleute, die Bomberpiloten der Legion Condor. 5000 Deutsche, meist Emigranten, sind für ein freies Spanien in den Krieg gezogen. « Der Nationalsozialismus, der uns vertrieben, » schreibt Alfred Kantorowicz in sein *Deutsches Tagebuch*, « unsere Freunde und Kameraden im Lande in Lager oder Zuchthäuser eingesperrt, mißhandelt oder ermordet hatte, schickte sich an, sein Mordregime auch in anderen Teilen Europas mit Gewalt durchzusetzen. Es war unsere Sache, die da mit Waffen verhandelt wurde, und es ist nicht zuviel gesagt, wenn ich hier ausspreche, daß manche von uns vor den bedrängenden Zweifeln, die uns Kopfweh und Herzweh machten, nach vorn flohen, an die Front flohen, wo wir im Angesicht des vor uns liegenden Feindes der inneren Bedrängnis vergaßen und mit uns selbst wieder ins reine kamen. Wir hatten geredet und hatten geschrieben, nun nahmen wir uns selber beim Wort. Daß wir den Überfallenen zu Hilfe eilten, erschien uns richtig und notwendig. » Unter selten nicht abenteuerlichen Bedingungen sind sie von überall gekommen. Nicht nur Deutsche und Österreicher kämpfen in den *Internationalen Brigaden*, auch Franzosen und Belgier, Polen und Tschechoslowaken, Italiener, Niederländer und Skandinavier.

Sie müssen zurück, die überparteilichen, gleichwohl kommunistisch gelenkten *Internationalen Brigaden*. Nach zwei Jahren Kampfzeit löst Stalin die Verbände auf. Das *Münchener Abkommen* ist unter Dach und Fach, England, mit dem Stalin eine Allianz gegen Hitler angestrebt hatte, arrangiert sich noch einmal mit Deutschland, Stalins künftigen Partner. Im Vorfeld des *Hitler-Stalin-Paktes* müssen sich die Interbrigadisten im November 1938 verabschieden. Weihnachten beginnt die faschistische Offensive in Katalonien. « Die Front lag weit geöffnet. Sie brach überall zusammen, » berichtet Miguel Garcia. « Ich wollte vor meinem Bataillon eine Abschiedsrede halten, doch als es soweit war, konnte ich nichts herausbringen. *Haut ab, wohin ihr könnt!* rief ich den Burschen zu. » Barcelona ergibt sich nahezu kampfflos und 200000 republikanische Soldaten flüchten über die Grenze nach Frankreich. In deutschen Betrieben werden Siegesfeiern für Barcelona veranstaltet: « Dabei schloß der Redner seinen kurzen Vortrag mit der Bemerkung, daß er feststellen müsse, in der Belegschaft herrsche ein Geist, der stark nach Rotspanien rieche. Die Stimmung der Versammlung war sehr gedrückt gewesen, und bei der Bemerkung des Redners, daß auch deutsche Soldaten den Sieg hätten erringen helfen und als Sieger in Barcelona miteingezogen wären, war ein lautes Murren durch die Versammlung gegangen. » (Deutschland-Berichte der *SoPaDe*). Russische Waffenlieferungen lassen merklich nach, und am 28. März 1939, 32 Monate nach dem Putsch, erobert Franco Madrid. Miguel Garcia: « In den folgenden Jahren sollte das, was zahlenmäßig der Bevölkerung einer Stadt wie Barcelona entsprach, durch Erschießen, durch Dahinvegetieren und Verschmachten in den Gefängnissen oder auch durch richterlich angeordnete Exekution umkommen. » Der Krieg ist vorbei, aber seine Folgen noch nicht ausgestanden. Allein 1939 und 1940 läßt Franco zwei Millionen Spanier in Konzentrationslager werfen, 500000 zu Zwangsarbeit verurteilen und 80000 Todesurteile vollstrecken.

*

Es gibt Leute, welche, wie man zu sagen pflegt, die Uhr im Kopfe haben, im Gegensatz zu den Unpünktlichen. Auch das Gefühl für Rhythmus entspringt dieser Fähigkeit. Der Hund und auch viele nicht gezähmte Tiere haben eine angeborene Kenntnis bestimmter Zeiten und Stunden, nach

der sie ihr Leben ordnen. Wenn man von Instinkt spricht, so gebraucht man ein Wort, welches entweder auch für den Menschen gilt oder überhaupt nichts sagt?

*

Der Kulturanatom Toni Korporis, neuerdings ohne festes Engagement, hat sich mit einer interessanten Beobachtung zurückgemeldet. Er teilt mit: «Einer der seltensten und beachtenswertesten Lurche, den ich vor einigen Monaten bei Mirande im französischen Departement Gers fand, war ein großer Laubfrosch, den mir ein portugiesischer Gastarbeiter brachte. Der Portugiese erzählte, daß er ihn in schräger Richtung von einer hohen Eiche gleichsam fliegend habe herunterkommen sehen. Dies ist das erste Beispiel eines fliegenden Frosches (*Rhacophorus Rheinwardtii*) und verdient wohl die allgemeine Beachtung, da es zeigt, daß die Veränderlichkeit der Zehen, welche schon zum Schwimmen und zum Klettern umgewandelt sein konnten, auch sich vorteilhaft erweisen, um eine verwandte Art zu befähigen, gleich einer fliegenden Eidechse durch die Luft zu streichen.» Allerjüngste Forschungsreisen in den Gers, in das Nachbardepartement Landes, aber auch nach Nordspanien und sogar auf die Insel Borneo haben den etwa zehn Zentimeter großen, schimmernd grün gefärbten Flugfrosch wiederholt beobachtet und gefunden, daß er wirklich mit Hilfe seiner auffällig stark entwickelten Schwimmhäute langsam von oben nach unten schweben kann, wenn er sich auch nicht vom Boden nach oben zu erheben vermag. Er lebt auch Büschen und Bäumen, durch die Haftscheiben an den Enden der Zehen gleich den Laubfröschen befähigt, mit Sicherheit senkrechte Stämme zu erklettern, und nährt sich von geschickt im Flug erhaschten Insekten.

*

Über das Alter der Vögel gibt das vom Institut Scientifique de Recherche Hypernaturaliste herausgegebene *Bulletin de la Société d'acclimatation* folgende Mitteilung: Der Zaunkönig lebt drei Jahre, Drossel und Haushuhn zehn, Rotkehlchen, Lerche und Amsel zwölf, Nachtigall 18, Taube und Hänfling 20 bis 23, Zeisig, Kranich und Pfau 24, Gans und Pelikan 25, Reiher und Papagei 60, Adler, Rabe, Schwan und Krähe 100 Jahre und darüber. Im Verhältnis zu ihrer Kleinheit übertreffen aber Rotkehlchen, Lerche, Amsel, Nachtigall, Hänfling, Zeisig und Kanarienvogel die langlebigsten großen Voegel um ein Beträchtliches.

*

Beim Genuß von Weintrauben empfiehlt sich das folgende einfache Verfahren, die Früchte von Staub, Ungeziefer etc. zu reinigen. Vor dem Speisen lege man die Trauben stets einige Minuten in Wasser und wasche danach mit frischem Wasser nach. Namentlich die sogenannten Ohrwürmer und alle anderen kleinen Insekten, welche sich gar zu gern in die Trauben hinein verkriechen und bis zum letzten Augenblick dort halten, können nur auf diese Weise gezwungen werden, sofort herauszukommen, und werden dann entfernt.

*

Die Biberkolonie in der Elbe, unterhalb der Hansestadt Seehausen, scheint sich zu erhalten. Trotzdem im vorigen Jahr aus Unkenntnis einige Stück dieses interessanten Wildes geschossen wurden, haben sich in diesem Jahr doch wieder einige Biber gezeigt. Hoffentlich gelingt es, dieselben vor Nachstellungen zu schützen.

*

« Schon muß vor der leichtfertigen Verwendung eines Mittels gewarnt werden, weil das Kokain wie

kaum ein anderer Giftstoff imstande ist, schwere Geistesstörungen herbeizuführen. Es trägt, wie gewöhnlich, wenn ein Mittel Schaden anrichtet, nur die uebermässige oder vorschriftswidrige Anwendung die Schuld an den üblen Folgen. Beim Morphium ist das schon lange bekannt. Und wie dies unersetzliche Mittel trotz seiner Gefahren immer wieder in tausenden von Fällen zum Segen der Leidenden angewendet werden wird, sofern es nur auf den Rat gewissenhafter Ärzte gebraucht wird, so kann auch dem Kokain die nachgewiesene Gefährlichkeit sein Recht, als ein vorzügliches Mittel zur Herstellung örtlicher Gefühllosigkeit zu dienen, niemals geschmälert werden. Die Kenntnis der Gefahren wird aber hoffentlich dazu beitragen, seinen Gebrauch als inneres Mittel und als Einspritzung auf solche Fälle zu beschränken, wo die Unumgänglichkeit und zugleich die Sicherung gegen etwaigen Mißbrauch vorliegt. Die äußere Anwendung des Kokain beruht darauf, daß die Aufpinselung seiner zehnpromzentigen Wasserlösung auf Schleimhäute oder der Oberhaut beraubter Körperstellen, auf bloßliegende Nerven und so weiter binnen weniger Minuten eine viertel- bis halbstündige Gefühllosigkeit hervorruft. Auf diese Art können sonst schmerzhaft Operationen am Auge, in der Nase, im Mund, im Kehlkopf, bei Verbrennungen, an Wunden, Geschwüren und an anderen Teilen, welche ähnliche Bedingungen bieten, ohne jeden Schmerz und ohne nachteilige Wirkungen des Mittels vorgenommen werden. Bei Zahnziehungen wird der Schmerz, den die Ablösung des Zahnfleisches bewirkt, durch vorheriges Aufpinseln von Kokainlösung beseitigt, aber der weiter in der Tiefe entstehende Schmerz nicht vermindert. Das veranlaßte die Zahnärzte bald, geringe Mengen der Lösung in die tieferen Teile des Zahnfleisches durch die Hohnadel einer kleinen Spritze einzuführen, und der Erfolg war vorzüglich, das Ziehen des Zahnes ganz schmerzlos geworden. Es dauerte aber nicht lange, bis unangenehme Zufälle als Folgen solcher Einspritzungen gemeldet wurden. Fast unmittelbar danach traten schwere Ohnmachten, ja sogar Krämpfe ein. Da kam man auf den Gedanken, das Kokain zum Ersatz und bei der Entwöhnung von Morphium zu verwenden, das heißt, man suchte den Teufel durch Beelzebub auszutreiben – schuf den chronischen Kokainismus, der dem chronischen Morphinismus in seiner schädlichen Wirkung auf die körperliche, geistige und sittliche Kraft gleichwertig ist, ihn aber darin übertrifft, daß die quälendsten Erscheinungen nicht nur bei der Entziehung des Mittels, sondern schon während seines Gebrauchs sich zeigen. Die Symptome des Kokainismus entstehen zuweilen schon nach wenigen Tagen der Anwendung, in anderen Fällen erst nach Wochen. Angstgefühle und Sinnestäuschungen mit sich daran knüpfenden Wahnideen sind die geistigen Krankheitszeichen. Die Unglücklichen sehen schreckliche oder fratzenhafte Gestalten, Hundherrücken der Möbel ihres Zimmers, alles scheint kleiner als sonst. Eine zweite, bei diesen Zuständen ebenso häufige Form der Sinnestäuschungen besteht in Veränderungen des Hautgefühls: die Kranken haben mit täuschender Deutlichkeit den Eindruck, als sei ihre ganze Haut von kleinen Tieren besetzt, die sie in ihrem getrübten Bewußtsein als Läuse, Milben, Wanzen, Bakterien und dergleichen deuten. Zuweilen treten diese Gefühle erst wochenlang nach dem Aussetzen des Kokains auf, meist aber, wie gesagt, schon während des Gebrauchs. Man hat also alle Ursache, sehr vorsichtig mit der inneren Anwendung des Kokains und vor allem mit seiner Einspritzung umzugehen, zumal die Heilung der entsetzlichen Zustände, die wir angedeutet haben, zuweilen lange Zeit erfordert und auch dann noch andere, dauernde Folgen bleiben können. Die öffentliche Belehrung und die zu erwartende Aufnahme des Kokains unter die der ärztlichen Verordnung allein zu überlassenden Arzneimittel wird uns hoffentlich vor weiterer Ausbildung der neuen drohenden Seuche bewahren. »

*

Seit dem 15. Mai besitzt Frankreich ein neues Wehrgesetz, durch welches seine Wehrkraft wesentlich verstärkt worden ist. Das Rekrutierungsgesetz vom 27. Juli 1872 hatte allerdings bereits die allgemeine Wehrpflicht in Frankreich eingeführt, brachte sie aber nur mit zahlreichen Ausnahmen zur Durchführung. Jeder dienstfähige Franzose wurde damals zwanzig Jahre lang wehrpflichtig und zwar fünf Jahre lang in dem aktiven Heere (unter der Fahne), dann vier Jahre in der Reserve des aktiven Heeres, hierauf fünf Jahre in der Territorialarmee (Landwehr) und endlich

sechs Jahre in der Reserve der Territorialarmee (Landsturm). Wir hatten also bisher in Frankreich vier große Gruppen der Dienstpflichtigen, welche zusammen zwanzig Jahre lang ihrem Vaterlande Militärdienst zu leisten hatten. Durch das neue Rekrutierungsgesetz vom 15. Mai werden gleichfalls wieder vier Gruppen von Dienstpflichtigen bestimmt, allein sowohl die Gesamtzahl der Dienstjahre als auch die Zahl der Jahre der einzelnen Dienstkategorien ist eine andere geworden: erstere wurde von zwanzig auf fünfundzwanzig erhöht, letztere teils vermehrt, teils verringert. Frankreich hat fortan folgende Gruppen von Dienstpflichtigen: 1) Militärflichtige mit dreijähriger und nicht mehr fünfjähriger Dienstzeit, als Stamm des stehenden Heeres; 2) solche mit siebenjähriger und nicht mehr vierjähriger Dienstzeit, als Reserve des stehenden Heeres; 3) solche mit sechsjähriger und nicht mehr fünfjähriger Dienstzeit, die sogenannte Territorialarmee (Landwehr); 4) solche mit neunjähriger und nicht mehr sechsjähriger Dienstzeit als Reserve der Territorialarmee (Landsturm). Schon hieraus ergibt sich, daß die französische Heeresmacht durch den Erlaß des neuen Wehrgesetzes, beziehungsweise die Erhöhung der Dienstzeit von im ganzen zwanzig auf fünfundzwanzig Dienstjahre eine gewaltige Steigerung erfahren muß, welche genau ein Fünftel des bisherigen Standes ausmacht. Die Steigerung wird aber noch eine größere sein, da weiter verschiedene früher gültige Dienstbefreiungen durch das neue Gesetz abgeschafft worden sind, so daß auch hierdurch eine höhere Zahl von Dienstpflichtigen den Fahnen, beziehungsweise den verschiedenen Stämmen des französischen Heeres zugeführt werden muß. Wir gehen hierauf noch etwas näher ein:

Das Gesetz von 1872 gestattete Befreiungen vom Militärdienst für Diensttaugliche. Solche wurden ausgesprochen für sogenannte Ernährer von Familien, wie die einzigen Söhne von Witwen, die ältesten Söhne von köpferreichen Familien, die Vertreter von Eltern, sobald letztere krank waren, und so weiter, kurz, für männliche Familienstützen. Derartige Dienstbefreiungen sind bekanntlich in den meisten Aushebungsgesetzen der europäischen Staaten vorgesehen und bestehen ja auch innerhalb deutscher Grenzen, wo sie selbst noch nach der Einstellung von Dienstpflichtigen in das Heer in Wirksamkeit treten können. Für Frankreich aber sind nun alle derartigen Dienstbefreiungen durch das neue Gesetz gänzlich außer Wirksamkeit gesetzt worden. Jeder diensttichtige Franzose wird fortan auch wirklich in das Heer eingestellt und muß dann wenigstens ein Jahr unter der Fahne dienen. Ist dies ein Dienstjahr abgelegt, so können solche Familienernährer und so weiter beurlaubt, beziehungsweise mit Urlaub in die Heimat entlassen werden. Ihre Zahl darf fünf Prozent der Eingestellten betragen. Ganz ähnliche Bestimmungen enthält das neue Wehrgesetz in Bezug auf die Kandidaten des Lehrfachs und des geistlichen Standes. Solche Leute waren nach dem Gesetz von 1872 vom Militärdienst gänzlich befreit, müssen dagegen nach dem neuen Gesetz gleichfalls ein Jahr unter der Fahne dienen. Diese Bestimmung ist erst nach langem und schwerem Streit in den Kammern durchgesetzt worden. Ferner hat das Vorrecht des einjährigen Dienstes eine wesentliche Beschränkung erfahren. Fortan wird dieses Vorrecht nur den Studierenden der freien Wissenschaften und den Besuchern einiger – keineswegs zahlreichen – höheren Lehranstalten eingeräumt. Bisher konnte eine ganze Klasse Pflichtiger, nämlich von besser gestellten jungen Leuten, die eine gar nicht schwierige Prüfung bestanden hatten, zum einjährigen Dienst zugelassen werden, wenn sie für diese Vergünstigung 1500 Francs entrichteten. Hierin ist die oben bemerkte große Einschränkung jetzt eingetreten. Fortan muß die große Masse der früheren « Einjährig-Freiwilligen » (welche Art von Dienstpflichtigen in Frankreich überhaupt niemals Gnade in der öffentlichen Meinung, im Volk und Heer gefunden hat) drei Jahre dienen, ganz wie jeder andere Dienstpflichtige. Für die geringe Zahl der wirklich zum einjährigen Dienst zugelassenen Pflichtigen ist dagegen der Vorteil erwachsen, daß sie von der früheren Geldleistung ganz entbunden worden sind. Diese neue Maßregel ist offenbar für manche Klassen von gebildeten, wohlhabenden jungen Leuten drückend, so namentlich für junge Kauf- und Geschäftsleute, Gewerbetreibende, Ingenieure und so weiter. Die vorhin schon besprochene Verlängerung der Dienstpflicht um fünf Jahre schließt eine nicht geringe Verschärfung der persönlichen Militärlast in sich. Da der Dienstpflichtige in Frankreich mit dem 21. Lebensjahr eingestellt wird und die Gesamtzahl der Dienstjahre fortan fünfundzwanzig beträgt, so nimmt die Dienstpflicht dort überhaupt erst im sechsundvierzigsten

Lebensjahr ihr Ende. Für die Heeresleitung in Frankreich erwächst andererseits hieraus der Vorteil, daß derselben eine weit bedeutendere Kriegsmacht zur Verfügung steht als früher. Es werden ihr also fünf Jahrgänge der Territorialarmee, welche schon ausgeschieden waren, für den Kriegsfall wieder überliefert, auch tritt der jüngste Jahrgang der Landwehr in die Reserve des stehenden Heeres zurück. Fassen wir alle Unterschiede des neuen und alten Wehrgesetzes in Frankreich zusammen:

Überblicken wir die Folgen für die Zukunft, so ergeben sich nachstehende Tatsachen als hauptsächlichste Neuerungen: 1) Die Dienstzeit unter der Fahne wird von fünf Jahren auf drei Jahre verringert; 2) die bisherigen Befreiungen vom Dienst werden abgeschafft; 3) das Vorrecht des einjährig-freiwilligen Dienstes wird wesentlich beschränkt; 4) die Gesamtdienstpflicht wird von zwanzig auf fünfundzwanzig Jahre erhöht. Noch haben wir hinzuzufügen, daß für alle nicht diensttüchtigen Franzosen, welche vom Dienst wegen Untauglichkeit befreit bleiben, und für alle Dienstpflichtigen, die weniger als drei Jahre dienen, eine Wehrsteuer eingeführt wird, auf deren Einzelheiten wir jedoch hier nicht näher eingehen.

*

Nach dem soeben erschienenen Bericht über den internationalen Tierschutzkongreß bestehen zur Zeit 581 Tierschutzvereine, welche sich folgendermaßen auf die einzelnen Länder verteilen: Deutschland 185, Großbritannien 179, Vereinigte Staaten 96, Schweiz 20, Österreich 15, Kanada 12, Italien, Frankreich, Rußland je 9, Asien und Australien je 7, Schweden/Norwegen 6, Holland 5, Spanien, Südafrika und Indien je 4, Portugal, Algerien, Südamerika je 2, Dänemark, Belgien, Türkei und Mexiko je 1.

*

Als die deutscheste Stadt in den Vereinigten Staaten von Nordamerika wurde bislang Tell City in Indiana bezeichnet. Die dafür gegebenen Belege schienen eindeutig genug. Gleichwohl wird jetzt der genannten Stadt durch eine Zuschrift aus Hermann in Missouri jener Ruhm streitig gemacht. « Die Bezeichnung *Die deutscheste Stadt der Vereinigten Staaten* gebührt » – so heißt es in der Zuschrift aus der Feder eines dortigen Rechtsanwalts – « der Stadt Hermann, Missouri, welche unter ihren Einwohnern nur drei Familien zählt, in welchen nicht deutsch gesprochen wird. Die Stadt wurde im Jahre 1836 gegründet und liegt am Missouri, 81 Meilen westlich von St. Louis an der Missouri-Pacific-Eisenbahn. Noch nie hat daselbst ein Nichtdeutscher ein städtisches Amt bekleidet. Die Verhandlungen des Stadtrates werden in deutscher Sprache geführt und in deutscher sowie englischer Sprache protokolliert. »

*

Nebel entsteht, wie bekannt, wenn ein Unterschied zwischen der Temperatur der Luft und derjenigen der Erdoberfläche stattfindet und die Luft Wasserdämpfe enthält. Je stärker dieser Unterschied ist, um so dichter wird der entstehende Nebel sein. In Gebirgsgegenden, wo durch die an den Seiten der Gebirge emporsteigenden Winde deren Wasserdampf reichlich ausgeschieden wird, verdichtet sich der Nebel – besonders im Frühling und Herbst, wo die Temperaturunterschiede meist am stärksten sind – oft so sehr, daß er die Täler gleich einer festen, scheinbar undurchdringlichen Hülle bedeckt und, von einem höher gelegenen Punkt aus betrachtet, einem endlosen, starren Meer, in welchem die hervorragenden Gebirgsspitzen als Inseln gelten können, nicht unähnlich ist. « Man hat deshalb diese Nebelverdichtungen, » so Pedro Pedigree, seines Zeichens amtierender Direktor des Institut Scientifique de Recherche Hypernaturaliste zu Roquefort (Landes), « in bezeichnender Weise Mehrnebel, gelegentlich auch Nebelmeere genannt. » In der Schweiz ist dieses Schauspiel ein alljährlich wiederkehrendes und bietet,

besonders vom Rigi aus betrachtet, eine ebenso eigentümliche wie großartige Erscheinung dar. Pedigree: « Wer Gelegenheit gehabt hat, demselben etwa zur Zeit des Sonnenaufgangs beizuwohnen, dem wird das wechselnde, ungewohnte und farbenprächtige Naturspiel gewiß unvergeßlich bleiben. » Vom fernen Schwarzwald bis zu den Riesenhäuptern des Berner Oberlandes und der Gotthardgruppe erscheinen alle Spitzen, Kuppen und Hörner von rosa-violetten Tönen umspielt, während ungefähr tausend Meter zu den Füßen silberstrahlend, regungslos Mehrnebel von einem Horizont zum andern sich ausdehnt und nur das Geläute der Glocken hindurchdringen läßt.

Sobald die Sonne höher steigt, bemerkt man deren Wirkung auf die Nebelmasse, die sich dann allmählich hebt und wie ein wirkliches, brandendes Meer in wilder Unruhe sich befindet. Die Hülle wird dünner und dünner und zerreißt plötzlich auf kurze Zeit; man sieht dann, wie warme Luftströmungen die Schicht durchbrechen und Nebelmassen von ganz eigentümlicher Gestaltung mit sich führen. Oftmals lagert diese Nebeldecke jedoch tage-, ja wochenlang über den Tälern, wobei sie bisweilen eine Dichte von dreihundert Meter annimmt und dann im Tal jedwede Aussicht raubt. Während hier unten eine strenge Kälte herrscht und Baum und Strauch von hartgefrorenem Reif eingehüllt sind, genügt ein Aufstieg von einer bis anderthalb Stunden, um die Nebeldecke zu durchdringen und ohne Übergang, wie mit dem Zauberschlage, in strahlenden Sonnenschein zu treten, Die Wirkung dieses plötzlichen Wechsels ist geradezu überwältigend, die Fernsicht so rein und klar wie an den schönsten Sommertagen. Pedro Pedigree hat an solchen Tagen wiederholt den Rigi bestiegen und von diesem hohen Standpunkt aus die geschilderte prächtige Erscheinung des Nebels nach verschiedenen Richtungen hin fotografiert. Diese Aufnahmen sind auch für die Witterungskunde von hohem Interesse, indem sie ein nicht zu unterschätzendes Material für die genauere Kenntnis der Vorgänge in der Atmosphäre liefern. Das *Institut Scientifique de Recherche Hypernaturaliste (IsdRH)* hat sich vor diesem Hintergrund zur Herausgabe eines Fotobandes im Rahmen der institutseigenen Schriftenreihe durchgerungen. Der Bildband soll dem Vernehmen nach auf der Frankfurter Buchmesse 2012 präsentiert werden.

*

Die vielfachen Rechtsverletzungen und die Herrschaftsgelüste Frankreichs hatten ein Bündnis der europäischen Mächte herbeigeführt, das wohl geeignet schien, die ganze auswärtige Politik der Machthaber an der Seine lahm zu legen. Um diesen Bund zu sprengen und unschädlich zu machen, ließ Ludwig XIV. unter dem Vorwand, die Erbansprüche seines Bruders, des Herzogs von Orleans, auf die Pfalz-Simmernschen Lande schützen zu wollen, seine Truppen im September 1688 in die Rheinpfalz einrücken, ohne daß vorher eine Kriegserklärung erlassen worden. Doch begnügten die Franzosen sich nicht damit, das fragliche Erbe zu besetzen, sondern durchstreiften brandschatzend ganz Süddeutschland. Vor allem Württemberg, wo der Herzog Friedrich Karl als Administrator für seinen zwölfjährigen Neffen Eberhard Ludwig die Regierung führte, befand sich jetzt in einer mißlichen Lage. Zwar war es dem Augsburger Bund nicht beigetreten, aber die Krone Frankreichs fand darin, daß es für die Prinzen von Oranien zwölf Kompanien Reiter geworben, einen erwünschten Vorwand, dem Herzogtum schwere Kriegssteuern aufzuerlegen. An Widerstand konnte nicht gedacht werden, da vier württembergische Kreisregimenter unter dem Befehl des Markgrafen Karl Gustav von Baden in Ungarn standen und die Landmiliz dem kriegsgeübten Feind nicht gewachsen war. Eine allgemeine *Zuchtlosigkeit* trat ein, o ja! Wer konnte, flüchtete außer Landes; der Administrator selbst ging nach Regensburg, wohin ihm seine Familie und der zukünftige Landesherr schon vorausgeeilt waren. Stuttgart zählte um jene Zeit höchstens 12- bis 13000 Einwohner, den ganzen zahlreichen Hofstaat mit eingeschlossen. Noch war es vollständig mit Mauer und Graben umgeben, und konnte auf einige Tage einen schwächeren Feind aufhalten, eine ernsthafte Belagerung zu bestehen war es aber nicht im stande. Groß war daher die Bestürzung, als am 20. Dezember 1688 ein französischer Graf mit 200 Reitern vor der Stadt eintraf und ein Schreiben übergab, welches ankündigte, daß auf Befehl der Königs von Frankreich französische

Truppen die Stadt besetzen, aber *gute Mannszucht* halten sollten. Die Herzogin-Witwe Magdalene Sibylle, eine kluge und energische Frau, hatte zwar mutig an Ort und Stelle ausgeharrt, aber zu ihrer Verfügung standen nur einige Kompanien der Landesauswahl, drei Bürgerkompanien, die 160 Mann starke *Amtscompagnie* und ein Haufe Heidenheimer, welcher zur Hilfe herbeigekommen waren. Der Graf verlangte, eingelassen zu werden, und eilte, als man seinem Begehren nachgab, sofort mit 20 Begleitern vor das herzogliche Schloß. Die Herzogin hielt ihm die Unbilligkeit seines Begehrens vor, da man doch durch die Auslieferung der Festung Asperg die Residenz vertragsmäßig vor Einquartierung und Kontribution sicher gestellt habe. Der Graf machte nun in der Tat die Zusage, sich zurückziehen und die Ankunft des Generals Montclar abwarten zu wollen. Inzwischen aber hatte sich die Nachricht verbreitet, die Franzosen legten Leitern an und machten Anstalten zum Sturm. Das brachte die Erbitterung des Volkes zum Überschäumen. Das Rathaus wurde erbrochen, um der Bürgerschaft seine Waffen zu liefern, und die Glocken geläutet, um die Nachbarschaft herbeizurufen. Vergebens suchte der französische Graf zum Hauptstättertor zu gelangen, vor welchem seine Leute lagerten. Um sich vor der Wut des Volkes zu schützen, mußte er in das Haus des französischen Gesandten flüchten, und hier wurden noch einmal die Verhandlungen aufgenommen. Aber auch diesmal konnten sie nicht zu Ende geführt werden – lebhaftes Schiessen unterbrach sie. Stuttgarter Bürger versicherten später eidlich, der erste Schuß sei aus des Gesandten Hand in die Luft abgegeben worden, offenbar ein Losungszeichen für den Feind vor der Stadt.

Sicher ist, dass der französische Gesandte, alles Völkerrecht mißachtend, von seinem eigenen Erkerfenster aus auf die Verteidiger des Tores schoß und einige derselben tötete. Zwei Stunden wogte das Gefecht unentschieden hin und her, dann bei Einbruch der Nacht erhielten die Franzosen Verstärkung, stürmten das Tor und drangen in die Stadt ein. Noch einmal wurden sie von den Bürgern zurückgetrieben, endlich aber mußten diese weichen – Stuttgart war eine im Sturm eroberte Stadt. Auf dem Marktplatz brannten Wachtfeuer und wurden die Feinde mit Brot und Wein bewirtet, in den Häusern aber wütete der Kampf weiter; es wurde geraubt und geplündert, wo sich Gelegenheit dazu bot. Der oberste Befehlshaber der feindlichen Truppenmacht war sofort nach der Besetzung der Stadt vor das Schloß geritten, um mit der Herzogin persönlich zu verhandeln. Er erklärte sein Bedauern, mit bewaffneter Macht vor ihr erscheinen zu müssen, aber der Befehl seines Königs führe ihn. Er habe das Recht, die Stadt als eroberte zu behandeln, und ohne seine tiefe Ehrfurcht vor der Herzogin stände sie jetzt in Flammen. Wenn man den Truppen aber Lebensmittel und Quartier gäbe, so würde sie geschont werden. Die Fürstin habe nichts zu befürchten, er selbst würde über ihre Sicherheit wachen. Die Herzogin fügte sich der Gewalt in stolzer und würdiger Haltung und entließ den Franzosen mit artigen Worten. Für Stuttgart kamen jetzt schwere Tage.

1330 Mann waren eingerückt. Mit den Nachschüben lagerten schließlich 2696 Mann in der heimgesuchten Stadt. Sechs städtische Quartiermeister besorgten die Verteilung. Der Heerführer selbst wohnte im Rathaus und speiste auch dort mit seinen Offizieren. General Montclar, der am 22. Dezember eintraf, stieg im Herrschaftshaus ab und befahl, sogleich Bresche in die Stadtmauer zu legen, und in einer Länge von 800 Fuß wurde diese niedergerissen. Die unheimlichsten Gerüchte liefen um. Überall wurde gepreßt und gestohlen, wo es nur anging, und wie die höheren Chargen im Großen, so machten es die niederen im Kleinen. Hilfe und Entsatz waren indes nicht mehr fern. Schon am 2. November waren vier Kreisregimente aus Ungarn in Wien angekommen, aber erst am 5. Dezember erreichten sie Ulm. Statt nun sofort dem Unterland Schutz zu bringen, blieb der Markgraf untätig in Ulm liegen, und erst die Vorstellungen des Prinzen Ludwig brachten ihn dahin, am 20. in der Richtung nach Geislingen aufzubrechen. Am 22. lagerte man zwischen Köngen und Rellingen. Der Marktgraf wünschte den Neckar zu halten, aber die anderen Offiziere erklärten, man müsse Stuttgart retten, was es auch koste. Hier waren indes die Feinde auf der Hut und hatten schon in der Nacht mit dem Abmarsch begonnen. Vorher kam es noch einmal zu schlimmen Gewalttaten mit Plündern, Quälen und Plagen um Geld, und jener Einwohner Stuttgarts, der auf Treu und Glauben versicherte, « der Dragoner in seinem Hause habe solcher Gestalt gerast, geturnirt,

fulminiert, geschlagen, zerschlagen und zertrümmert, zu geschweigen was er gestolen, geplündert und gewaltsam erpreßt, daß man es nicht um ihn habe aushalten können», wird noch viele Leidensgenossen unter seinen Mitbürgern gezählt haben. Aber zur Brandlegung wie in Heilbronn, oder zu einer allgemeinen Plünderung kam es nicht.

*

Die Kosmetik ist eine der ältesten Wissenschaften, der bereits das klassische Altertum und Mittelalter eingehendes Studium gewidmet hat. Die moderne Menschheit hatte auf diesem Gebiet noch von vorn angefangen und zählt darin zu den Abc-Schützen. Im Mittelalter war man weiter. Die «Bader» waren damals angesehene Leute, sie traten an die Stelle unserer Ärzte, denn das Baden zählte zu den täglichen Erfordernissen, die der Arzt, eben der Bader, überwachte und leitete, und zum Baden gehörte nicht nur Wasser, natürliche Reinigung, Erfrischung, sondern Pflege der Haut in wahrhaft virtuoser Weise. Unsere eigentlichen und ältesten Lehrmeister hierin sind die Orientalen. Noch heute gelten ihre Badeeinrichtungen für unerreichte Muster; das Beste, was unser modernes Europa davon in neuester Zeit besitzt, ward von daher entlehnt, und dieses Beste ist immer noch sehr wenig. Noch ganz vor kurzem waren die öffentlichen Bäder in unseren Städten höchst primitiv eingerichtet, und auch die Badezimmer in Privathäusern nur karg ausgestattet. Was seit kurzem in den großen Badeanstalten einiger deutschen Städte an vielseitigen, vorzüglichen Einrichtungen geboten wird, das findet man in Rußland, in der Türkei, im Iran selbst in bescheidenen Badestuben, und das fand man im Mittelalter bei den Badern, wenn auch mit weniger Luxus, so doch im wesentlichen so vortrefflich, wie es aus den Kreuzzügen nach Westeuropa eingeführt worden war. Mit der gesamten sonstigen Kultur hat der dreißigjährige Krieg auch die Segnungen der höheren Körper- und Schönheitspflege vernichtet, deren frühere Vererbung von Geschlecht zu Geschlecht durch ihn jählings abgebrochen wurde.

Das Wesen der Kosmetik besteht ja keineswegs nur darin, durch wohlriechende Salben und Tinkturen, durch Pomaden, Schminken, Essenzen die äußeren Reize zu steigern, das Aussehen blühend und farbenfrischer zu machen, richtig verstanden und angewendet soll sie den Körper selbst zu größerer Vollkommenheit entwickeln, durch vernunftgemäße Pflege und Behandlung mit Unterstützung aller Mittel der Kunst und Wissenschaft. So gehört zu einem richtigen Bade, wie es die Orientalen fast täglich nehmen, doch etwas mehr als eine Wanne voll lauen Wassers und einige Tücher. Der gesamte Körper ist einem Verfahren zu unterwerfen, welches die Poren öffnet, der Haut Frische, natürliche Weiche und Elastizität verleiht, alle Lebenstätigkeit angenehm weckt und belebt, ein wohliges, sinnlich anregendes Gefühl unendlichen Behagens erzeugt, damit Gesundheit, Schönheit und die Tätigkeit aller Lebensgeister fördert. Wasser, in den verschiedensten Wärmegraden in feinen Staub versprühend, mit voller Flut den Körper umgebend, in zarte Dämpfe aufgelöst, wird allerdings die Hauptsache bleiben, dazu kommen aber die Dienste einer geschickten, weichen Menschenhand, um die kosmetischen Wirkungen des Bades zu erhöhen. Eine sammetweiche, absolut reine Haut zählt zu den ersten Erfordernissen menschlicher Schönheit. Aber nicht nur rein, ohne Pusteln, Flecke und andere Unreinigkeiten soll die Haut sein, sondern auch weich, elastisch, frisch, und dies bringt allein ein rationelles Bad. Zu den Begleitern des Bades gehört indessen auch das Massieren. Wir sind heute gewöhnt, dieses Verfahren als Kur- und Heilmittel anzusehen, es fällt aber ebenso sehr in das Gebiet der Kosmetik, wie denn überhaupt jede Art der Körperpflege gleichzeitig der Gesundheit wie der Hebung körperlicher Vollkommenheit dient.

Schärfer werden die Angriffsmittel, wenn es sich um die Bekämpfung bestimmter Feinde der Schönheit handelt. Sommersprossen, vordringliche Schuppen, Pusteln, entstellende Flecken suchen wir mit Salzen und Säuren anzugreifen. Essigsäuren, Thonerdensalze, Jod- und Bleipräparate, in äußersten Fällen sogar Quecksilber, pflegen sich in derartigen Fällen siegreich zu erweisen. Doch soll man nicht gar zu erbittert gegen die Eindringlinge vorgehen. « Wie die *Mouches* den Schönen

einst als Erhöhung natürlicher Reize galten, » weiss der Ideologieforscher Igor Nugin zu berichten, « so sind heute viele hübsche Frauen durchaus nicht unglücklich, wenn ihre zarte, samtweiche Haut ein schwarzes Fleckchen, ein kleines Mal, eine Sommersprosse ziert. » Jedenfalls gibt so ein winziger Merkpunkt dem Äußeren einen pikanten Reiz mehr. Bedenklicher schon ist's, wenn an ungehörigen Stellen ein zarter Flaum sich hervordrängt. Schon Tausende sind zur Beseitigung desselben verwendet worden ohne sicheren Erfolg. Die Orientalen bedienen sich des *Rusmo*, einer dubiosen Mischung, um die unwillkommenen Haare wegzubeizen; dieselbe erweist sich indessen nicht immer wirksam. Das weite Gebiet der Färbemittel für Haut, Haar, Augenbrauen und Lippen, der Schminken, Puder, Crèmes und Tinkturen, der sonstigen Schönheitsmittel primitivster Art bedarf kaum der besonderen Erwähnung, denn zunächst wird der gute Geschmack jede künstliche Hilfe dieser Art abweisen. Dafür wollen wir schließlich der Wohlgerüche, der Parfümerien und Duftmittel, gedenken, deren Erzeugung eine ausgedehnte Industrie beschäftigt. Vieles, so das Rosenoel, Jasmin, sind ursprünglich einzig aus dem Orient gekommen, neuerdings ist das südliche Frankreich die Bezugsquelle der vorzüglichsten Riechstoffe aus dem Pflanzenreiche. Wenn wir von Cannes, dem reizend am Gestade des Mittelmeeres in herrlichen Gärten liegenden klimatischen Kurort, auf einer kleinen Seitenbahn einige Kilometer ins Land fahren, so gelangen wir in das Städtchen Grasse. Grasse bildet den Mittelpunkt einer Parfümindustrie, die für die halbe Welt arbeitet. Da breiten meilenweit rings umher Felder sich aus, die, besonders im Frühling, köstliche Wohlgerüche ausströmen. Vom frühen Veilchen ab bis zur späten Tuberose werden hier alle Wohlgeruch spendenden Blumen, Kräuter und Blätter in ungeheuren Massen geerntet. Aus Wäldern und Auen sammeln die Kinder Thymian, Lavendel, wildwachsende Duftkräuter, und alles wandert in die Retorten, die Destillierapparate, um seinen Duft abzugeben. Aus den großen Laboratorien der Stadt gehen dann die Riechstoffe hervor, zuerst die Blumengeister einfach, unvermischt, dann werden sie entweder als Rohstoffe an die Fabriken von Parfümerien, Essenzen, Seifen, Pomaden abgegeben oder künstlich gemischt, präpariert, sofort zu duftenden Schönheitsmitteln verwendet. Von hier gehen diese Riechstoffe in den Handel, nicht nur an die Parfümeure, sondern auch an Confiserien, Delikatessenfabriken, denn auch die Wohlgerüche, welche Bonbons, Pralinen, Fondants, Zuckersachen und Leckereien aller Art schmackhafter machen, entstammen zum großen Teil diesen endlosen Blumengefilten.

*

Es war, damals, eine edle Regung, welche seit Jahren auf die Beseitigung der großen öffentlichen Spielbanken hinarbeitete und endlich die Aufhebung derselben durchsetzte. Doch ist dadurch das nicht erreicht, was man wohl eigentlich erreichen wollte, nämlich die Beseitigung des Spiels selbst. Der Drang, das Glück zu versuchen, liegt offenbar zu tief in der menschlichen Natur begründet und wird durch unsere heutigen Verhältnisse, in denen das Geld eine immer größere Macht gibt, das Leben immer reichere Genüsse bietet, noch verstärkt. Sagte doch, worauf der Volontär hinwies, bereits Schiller: « Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben ... Muss wetten und wagen, das Glück zu erjagen. » Was edle, kräftige Naturen in Arbeit, Unternehmung und Spekulation erstreben, das verfolgen kleinlicher geartete Menschen in dem ebenso aufregenden und zuweilen glänzend zum Ziele führenden Glücksspiel, und man hat ja auch Beispiele genug, daß selbst großartig angelegte Naturen von der Leidenschaft des Spiels beherrscht und fortgerissen werden, wie zum Beispiel Blücher. Dieses Wetten und Wagen, dieser Kampf mit dem Glück war in den großen Spielbanken allerdings in einer glänzenden und oft verhängnisvoll lockenden Weise organisiert, auf der anderen Seite aber auch ebenso durch die Öffentlichkeit und die staatliche Garantie und Aufsicht vor unrechtmäßigen Mitteln geschützt, und dem Spieler waren alle die Chancen, welche das Spiel bot, gesichert. Nachdem man nun diese Spielstätten geschlossen hat, ohne die Neigung zum Spiel selbst beseitigen zu können, ist ein Nachteil eingetreten, der freilich nicht so sehr in die Augen fällt wie die Folgen jener großen Banken, aber dennoch sehr gefährlich wirkt. Die großen Banken lockten freilich wohl eine große Zahl von Unerfahrenen in ihre Strudel, heute aber sind die Opfer, welche dem Spiel verfallen, sicherer noch, als es damals der Fall war, verloren, und je mehr

das Leben der Großstädte sich kompliziert und in seinen Tiefen sich, geschützt durch die freiere Gesetzgebung unserer Zeit, der Überwachung der Polizei entzieht, um so mehr bietet es den Boden für ein höchst verhängnisvolles Spielertreiben. Selbst in den ersten und vornehmsten geschlossenen Gesellschaften der Großstädte wird das Spiel in der allergefährlichsten, jener polizeilichen und gesetzlichen Kontrolle gänzlich entzogenen Weise getrieben, denn nur das gewerbsmäßige Hazardspiel ist ja strafbar, ein Spiel in einer Privatgesellschaft, dem der gewerbsmäßige Charakter nicht nachgewiesen werden kann, ist der Polizei und dem Strafrecht vollkommen unzugänglich. Bei diesen gesetzlich ganz unantastbaren, scheinbar harmlosen Spielen sind große Vermögen verloren gegangen und hoffnungsvolle Existenzen ruiniert worden. Diese vornehmen Klubs stehen in ihrer Gefährlichkeit den Banken nicht nach; sie haben nur den einzigen Vorzug, daß sie nicht das große Publikum anlocken und dass sie ihre gefährlichen Wirkungen auf kleinere Kreise beschränken. Schlimmer aber sind die in den trüberen Schichten des großstädtischen Lebens sich verbergenden Spielhöhlen, welche sehr hoch oben beginnen und sehr tief herabsteigen. Dieselben sind zwar dem Strafrecht nicht so absolut unzugänglich wie die wirklich vornehmen Klubs, da in ihnen das gewerbsmäßige Spiel fast immer nachgewiesen werden kann, aber dieser Nachweis erfordert oft große Mühe und gelingt meist erst, wenn schon viel Unheil angerichtet wurde und zahlreiche Opfer gefallen sind.

Betrachten wir zunächst einen solchen Klub, eine solche Spielhöhle ersten Ranges, wie sie sich in allen modernen Großstädten und leider auch in der Hauptstadt unserer Republik vielfach finden und immer wieder erstehen. Unser Klub tut sich in der Beletage irgend eines eleganten Hauses auf, er führt einen völlig harmlosen Namen, der auf eine fremde Nation oder irgend eine künstlerische Beschäftigung Bezug nimmt; er hat seine Statuten, seinen Präsidenten, seinen Sekretär und seine meist wenig zahlreichen ersten Mitglieder, welche das Verwaltungskomitee bilden. Der Präsident ist gewöhnlich ein Ausländer (der sämtliche Fäden in der Hand haltenden Oberpräsident hingegen zumeist Inländer) mit vornehmer Namen und durchaus richtiger Legitimation, welcher ohne irgendeinen ersichtlichen Grund in der Großstadt lebt, aber auch durchaus keinen Verdacht erregt. Er ist ein würdiger, ruhiger Herr in den besten Jahren, elegant und sicher in seinem Benehmen, tadellos in seinen ganzen Ausdrücken. Er trägt vielleicht Scherpe samt Plakette des Ordre International des Anysetiers und imponiert einem jeden durch seine Haltung, in welcher er alle Ostentation sorgfältig vermeidet. Der Sekretär ist ebenfalls ein Ausländer, der zu seinem Vergnügen oder zur Verfolgung irgendwelcher Studien in der Großstadt lebt und den Präsidenten auf den Gedanken gebracht hat, für Landsleute, für Fremde überhaupt oder für diejenigen, die in ihren Studien oder Beschäftigungen gewisse gemeinsame Interessen haben, einen gemeinsamen Mittelpunkt des geselligen Lebens zu bilden. Ähnliche Persönlichkeiten, gänzlich unverdächtig, aber auch ebenso unbekannt, sind die Komiteemitglieder. Der Klub engagiert Lakaien, einen vortrefflichen Koch, richtet ein Speisezimmer und elegante Salons ein und beginnt sein Dasein auf dem Fuße gediegener Eleganz so harmlos wie nur immer möglich. Das Gründungskonsortium hat sich inzwischen nach besonderen geheimen und nur ihm selbst bekannten Statuten konstituiert. Der Direktor und vielleicht noch einige der ersten Mitglieder – die meisten derselben sind sozusagen nur dienende Elemente – haben das erste Anlagekapital gestellt, dafür wird dem Direktor aus dem zu erhoffenden Gewinn zunächst ein großes Jahresgehalt zugesichert, ähnlich dem Sekretär, und die anderen Funktionäre werden auf Tantiemen gestellt. Nachdem dies alles geordnet, beginnt der Klub seine Tätigkeit.

Die Aufgabe der ersten Mitglieder ist es, zunächst als Gäste einzuführen, wen sie nur immer können, ganz besonders natürlich auch junge Leute von Vermögen oder in einträglichen Stellungen. Aber man beschränkt sich nicht allein auf diese, sondern zieht jeden heran, der nur irgend als Gentleman angesehen werden kann. Denn vor allem gilt es, eine bedeutende Frequenz zu schaffen und hinter dem Schleier der anscheinend nur geselligen Interessen die wirklichen Ziele des Klubs zu verbergen. An jedem Tag zu der in der Großstadt üblichen Stunde wird ein vortreffliches Diner aufgetragen, das für die Mitglieder des Klubs und die von ihnen eingeführten Gäste zu einem ganz

außerordentlich geringem Preise, die vorzüglichsten Weine mit eingeschlossen, geliefert wird. Der Präsident und die Mitglieder werfen gelegentlich hin, daß durch eine vortreffliche Wirtschaftseinrichtung, umsichtige Verwaltung diese Wohlfeilheit möglich gemacht worden sei, und nehmen dafür die Komplimente der Gäste entgegen, welche die Vorzüglichkeit des materiellen Lebens in dem Klub auch in weiteren Kreisen nicht genug zu rühmen wissen. Dies lockt natürlich ungemein an – in kurzer Zeit ist die Tafel, an welcher der Präsident mit außerordentlicher Liebenswürdigkeit die Honneurs macht und eine leichte, anregende und pikante Unterhaltung in Fluss erhält, täglich zahlreich besucht. Jedem der eingeführt ist, steht die Teilnahme frei, und wenn vielleicht auch nicht eben gar viele neue Mitglieder sich aufnehmen lassen, so ist doch die Frequenz eine fortwährend steigende. Dies aber ist das einzige, worauf es den Gründern eigentlich ankommt. Nach dem Diner nimmt man den Kaffee und raucht ganz ausgezeichnete Zigarren, welche, wie der Präsident erzählt, durch einen Freund in Havanna zu einem ganz lächerlich wohlfeilen Preis für die Wirtschaft des Klubs erworben werden. Während in den glänzend erleuchteten Salons in heiterster Stimmung die Unterhaltung weitergeführt wird, bilden sich in ganz natürlicher, zwangloser Weise einzelne Ekartépartien. Die Gäste nehmen mehr und mehr daran teil, die Einsätze werden erhöht, der Präsident mahnt von zu hohem Spiel ab. Da wird die Idee aufgeworfen, daß eine kleine, solide Bank doch wohl besser sei als das unscheinbare und doch bei hohen Einsätzen gefährliche Ekartéspiel. Man dringt den Präsidenten, dieser gibt lächelnd nach, die Spieltische werden hereingebracht, es wird ausgemacht, daß ein Zweihunderteuroschein der höchste zulässige Einsatz sei und daß dieser Satz nur im Laufe des Spiels bei Verdopplung überschritten werden dürfe. Das Spiel beginnt äußerst harmlos und bewegt sich längere Zeit in kleineren Sätzen. Endlich werden die Gründungsmitglieder leidenschaftlich, sie verdoppeln und vervierfachen die Sätze, um den Verlust wieder einzubringen oder machen mit dem gewonnenen Geld großes Spiel. Der Präsident scheint das nicht zu bemerken oder droht auch wohl lächelnd mit dem Finger, doch wäre es ja nicht anständig, die höheren Einsätze zurückzuweisen, da auch einzelne der eingeführten Gäste sich an dem eifrigen Spiel beteiligen, und bald ist die schönste Bank im Gange, bei welcher oft ebenso große Summen über den grünen Teppich dahinrollen, wie dies bei den großen aufgehobenen Spielbanken der Fall war. Ist dies erst ein- oder zweimal geschehen, so ist das Geschäft im Gange.

Die Partie steigt wie die Komiteemitglieder. Die Fremden und die nicht in das eigentliche Geheimnis eingeweihten aufgenommenen Mitglieder des Klubs kommen immer wieder, mögen sie nun gewonnen oder verloren haben, und gerade in diesem Immerwiederkommen beruht die Grundlage des Geschäfts und der große Vorteil auf Seite der Bank. Wer heute einige Tausende verloren hat, strengt all seine Kräfte an, um die Mittel zum Spiel zusammen zu bringen, damit der seinen Verlust wieder decken könne; wer gewonnen hat, will in den meisten Fällen noch mehr gewinnen und das Glück festhalten und trägt so endlich seinen Gewinn wieder der Bank zu, welche, da sie ruhig ihr Geschäft fortsetzt, endlich immer in steigendem Maße gewinnen muß. Das eigentlich Gewerbsmäßige des Spiels hier festzustellen, bleibt ohne Kenntnis der Gesellschaftsstatuten der eigentlichen Gründer und ohne Unvorsichtigkeit der Beteiligten sehr schwer. Gerade die ausgebeuteten Opfer haben meist tausende Gründe, die Sache nicht anzuzeigen und zur Untersuchung bringen zu lassen; auch wollen sie nicht merken lassen, daß der Verlust für sie empfindlich ist, und hoffen bis zum letzten Augenblick, das Verlorene durch eine Wendung des Glücks wiederzugewinnen, ohne jedoch, wenn eine solche eintritt, jemals die Kraft zur Lossagung von der so schnell zur Leidenschaft sich entwickelnden Gewohnheit des Spiels zu finden. Der Klub besteht auf diese Weise lange Zeit, vielleicht jahrelang. Der Präsident und die Funktionäre beziehen ihr glänzendes Gehalt und führen auf allgemeine Kosten ein luxuriöses Leben, das ursprünglich angelegte Kapital des Präsidenten (und des Oberpräsidenten) hat längst zurückgezogen werden können, das Komitee hat den Überschüssen ein eigenes Kapital geschaffen und zieht aus demselben Tantiemen, wie sie kaum bei der schwungvollen industriellen Aktiengesellschaft herauskommen würden, und das alles erscheint äußerlich so elegant, so harmlos, so behaglich einfach, daß keiner der Beteiligten dazu kommt, etwas Böses dabei zu denken. Jeder Verdacht einer Absicht wird um so mehr ausgeschlossen, als die eigentlichen Komiteemitglieder ebenso wie alle anderen sich an den

Spielen beteiligen und oft große Summen verlieren. Auch der Präsident des Klubs, der übrigens nicht immer den Bankhalter macht, verliert zuweilen, und einzelne der Fremden tragen nicht selten auch großen Gewinn davon. Alles geht ebenso wie bei den großen Spielbanken, nur in engerem Kreise, und der Gewinn einer solchen kleinen verschleierte Bank ist oft ganz außerordentlich. Was sind nun aber die Folgen davon? Die Spieler, welche wie die Mücken von dem blendenden Licht dieses Klubs angezogen werden, deren Leidenschaft fortwährend wächst und die vielleicht den Keim dieser Leidenschaft hier erst in sich aufgenommen haben, werden, je leidenschaftlicher sie sind, um so sicherer ruiniert werden, denn gewinnen kann einer solchen Bank gegenüber nur der kaltblütige Spieler, der zur rechten Zeit aufhört. Da sind dann gelernte MBAs, die, wenn ihre Mittel erschöpft sind, zu Wechselschulden ihre Zuflucht nehmen und endlich entweder ihren Familien ungeheure Opfer auferlegen oder in ihrer ganzen Existenz zusammenbrechen, oder es sind da Finanzleute, Bank- oder Fondsmanager, die sich in vortrefflichen Situationen befinden. Dem Spiel hält kein Vermögen und keine Einnahme stand, sie ruinieren sich, sie greifen in der wilden Leidenschaft oder in der Verzweiflung ihnen anvertraute Gelder an und verfallen schweren Strafen, wenn sie sich nicht durch Flucht in Sicherheit bringen. Wenn früher jemand sich an den Spielbanken in Baden-Baden oder Bad Homburg ruiniert hatte und dem Zusammenbruch seiner Existenz oder dem Selbstmord verfiel, so wußte jedermann, daß das Spiel an seinem Unglück die Schuld trug; das Opfer wurde beklagt, die Anklage und der Haß regten sich gegen die Bank. Hier ist dies anders, niemand weiß, woher der Ruin der Opfer unseres Klubs stammt, warum ein Finanzvorstand Gelder unterschlagen, warum ein junger Advisor dem Wucher verfallen – die unmittelbare Ursache ist ja niemals der Spielverlust, von dem der Betreffende nicht spricht, die unmittelbare Ursache sind Wechselschulden, unterschlagene Gelder und ähnliche Dinge. Außer dem Heranziehen, Aussaugen und Zugrunderichten seiner Opfer erzieht der Klub aber noch eine ganz besondere, eigentümliche Klasse von parasitischen Existenzen, von denen man bei scharfer Beobachtung und eingehender Kenntnis der Verhältnisse in dem Leben der Großstädte mehr Beispiele findet, als man vermuten sollte. Es sind dies die sogenannten Profi-Spieler.

Der Profi-Spieler ist zumeist kein ganz junger Kerl mehr, sondern häufig ein Mann von weit über dreißig Jahren – selten findet man ihn im jugendlichen Alter (und wenn, dann womöglich als früh abgetakelter Journalist oder andersartiger Tagelöhner), denn er muß erst eine bewegte Vergangenheit überwunden haben, um zu Ruhe und Sicherheit zu gelangen, welche sein Gewerbe erfordert. Der Profi ist ein Mann von guter Lebensart, vielleicht ein Mann, der ohne Eklat und ohne daß jemand näher darum weiß, sein Vermögen verloren, ein Lebemann, der seine Mittel aufgezehrt hat und zur Arbeit weder den Willen noch das Verständnis besitzt, ein früherer höherer Beamter, der aus irgendeinem Grund nach Haus geschickt worden war. Der Profi-Spieler hat alle seine Hilfsquellen erschöpft und besitzt nichts; dessen ungeachtet führt er ein behagliches, oft luxuriöses Leben. Man sieht ihn überall, und er ist in gesellschaftlichen Kreisen geduldet, da er selbst eine hervorragende, die Aufmerksamkeit auf ihn ziehende Stellung beansprucht. Die Aufgabe des Profis ist es nun, einen solchen Mittelpunkt des Spiels, wie ihn der *Klub* bietet, zu einer Einnahmequelle zu machen, aus der er die Kosten seines Lebens bestreitet. Er setzt sich eine bestimmte Summe fest, die er täglich für seine Ausgaben braucht, bald größer, bald geringer, nach seinen Bedürfnissen. Da er in der Welt lebt und scharf beobachtet, so wird er der Gründung eines *Klubs* sofort gewahr. Er läßt sich dort einführen und beteiligt sich mit einer gewissen Gleichgültigkeit am Spiel, das er mit der äußersten Kaltblütigkeit betreibt, denn jede leidenschaftliche Erregung würde sein Gewerbe unmöglich machen. Er spielt mit kleinen Einsätzen ungemein vorsichtig, ohne viel zu wagen, und nach bekannter Erfahrung gewinnt man auf diese Weise immer und bei jeder Bank, da selbst bei einfallendem Unglück ein Tag den anderen ausgleicht. Der Profi verliert nie mehr als seinen bestimmten Satz, den er sich für jeden Abend gestellt hat; mit seinem Gewinn spielt er weiter, bis er die Summe gewonnen hat, die er für den Tag und für diejenigen Tage, an denen er Verlust gehabt hat, für sein Leben braucht. Er ist ganz sicher, dieselbe immer zu gewinnen, und er bringt nie der Bank wieder, was er von ihr genommen. Ein Spieler, der, nach diesem Grundsatz vorgehend, einen Glückstag ausbeutete, würde ganz gewiß sein, die Bank zu sprengen. Doch das tut der Profi-Spieler

nicht, er will nichts weiter, als die Bedürfnisse seines Lebens bequem und ruhig aus dem Spiel zu ziehen.

Im *Klub* befinden sich wenigstens vier bis sechs derartige Profi-Spieler, welche auf diese Weise sich ein behagliches Leben sichern. Der Präsident und die Komiteemitglieder erkennen dieselben nach dem ersten Abend, sie wissen ganz genau, daß sie von jenen besteuert werden und ihnen eine nicht unbeträchtliche Jahresrente auf diese Weise zahlen müssen, aber sie tun nichts dagegen und behalten die Profis gern in ihrer Mitte, denn dieselben tragen ja dazu bei, das Spiel zu beleben, zugleich auch ruhig und gefahrlos erscheinen zu lassen, und sie übernehmen auch gern die Geschäfte von Zuführern, ohne darüber weiter ein Abkommen zu treffen. Denn je bessere Geschäfte das Komitee macht, um so sicherer sind sie ja ihrer regelmäßigen Einkünfte. Die einzige stillschweigende Bedingung, welche an sie gestellt wird, ist, daß sie nicht über die Grenze ihrer Bedürfnisse hinaus das Spiel treiben, sonst würden solche kaltblütigen Gegner eine große Gefahr für die Bank bedeuten. Jene erfüllen diese Bedingung pünktlich, denn sie müssen ja jedes Aufsehen vermeiden, das die Aufmerksamkeit auf sie und ihr Treiben richtet und vielleicht das Bestehen des *Klubs* gefährdet. Bei den alten Spielbanken gab es dergleichen kaltblütige Spieler auch. Ich erinnere an einen älteren Herren mit guten Umgangsformen, glattem, ausdruckslosem Gesicht und scharf durchdringenden Blicken; er führte den Admiralstitel, aber kaum möchte wohl jemals irgendwer sein Patent dieser Charge gesehen haben. Er hatte einen Betriebsfond. Er gewann oft große Summen, und er verfolgte mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit den gleichen Grundsatz, immer nur mit dem gewonnenen Geld desselben Abends zu spielen und sofort aufzuhören, sobald das Glück ihn verließ. Auf diese Weise brachte er niemals etwas von der Bank zurück. Seine Tasche war wie die Höhle des Löwen, in welche alle Spuren hinein, aber keine wieder hinaus führen. Dieser Admiral, dessen sich wohl noch mancher erinnern wird, der zu jener Zeit die großen Bäder besuchte, pflegte seinen Aufenthalt zwischen Baden-Baden und Bad Homburg zu teilen. Man kannte ihn genau. Sobald er angekommen und einen Abend im Spielsaal bemerkt war, erschien am nächsten Morgen ein Beauftragter des Spielpächters, um den Admiral zu fragen, wieviel er für die Dauer seines Aufenthalts verlange gegen das Versprechen, niemals zu spielen. Der Admiral forderte stets eine sehr ansehnliche, durchaus nicht etwa bescheidene Summe, die ihm sofort pünktlich bezahlt wurde, und so führte er ein ungemein gemächliches und angenehmes Leben.

Was zu jener Zeit bei den öffentlich konzessionierten Banken ein geschlossenes Abkommen war, ist in den *Klubs*, die ja ihren Spielzweck nicht eingestehen dürfen, den Profi-Spielern gegenüber ein stillschweigender Vertrag. Man duldet sie, legt ihnen keine Schwierigkeiten in den Weg dafür, daß sie eben die Grenzen nicht überschreiten, die man ihnen zugesteht. In Paris hat man einen ganz bestimmten Namen für den Vertrag des täglichen Gewinns, den diese Profi-Spieler sich aussetzen. Man nennt diesen Vertrag « la matérielle » und die Höhe richtet sich nach den persönlichen Bedürfnissen des Spielers. In Berlin hat man wohl einen solchen Namen noch nicht, aber man könnte sagen: « die Tageskosten ».

Welche gewaltigen Vermögen in kurzer Zeit von dem Präsidenten eines *Klubs*, wie hier geschildert, gewonnen werden können, davon macht man sich keinen Begriff. Die Geldscheine, welche über den Spieltisch hin in seine Kasse hineinfließen, häufen sich in unendlich kurzer Zeit zu Millionen, und gar oft begründen solche in wenigen Jahren gewonnene Vermögen dann später eine äußerlich respektable und unanfechtbare Existenz. Zuweilen, freilich aber nur recht selten, gelingt es, einen solchen *Klub* polizeilich anzufassen und aufzulösen – bis zur Bestrafung kommt es selten, weil das gewerbsmäßige Spiel, wenn man nicht den geheimen Sozietätsvertrag der Gründer entdecken kann, kaum nachzuweisen ist, und die Strafe ist im Verhältnis zu den gewonnenen Millionen so gering, daß sie in keinem Falle von der Nachahmung und Wiederholung der Sache in anderer Form abschreckt. Die kleinen Spielhöhlen, welche jetzt die nicht auszutilgende Leidenschaft ausbeuten, erscheinen noch gefährlicher, als es die alten Spielbanken waren. Hier wurde nur von den größeren und vornehmen Spielhöhlen gesprochen und ein Beispiel derselben skizziert, die Sache selbst setzt

sich fort bis in die allertiefsten Regionen, und dort tritt noch die Ausbeutung durch falsches Spiel hinzu. Der Profi-Spieler ist indes ohne Zweifel eine der schlimmsten und traurigsten Ausgeburten der modernen Lebens...

*

Die Qualmbelästigung in den großen Städten ist mit dem ungeheuren Wachsen der Industrie zu einem großen Übelstand geworden, und so zahlreiche Vorrichtungen dagegen auch bereits bestehen, so beweist die Zunahme des Übels, daß sie ihren Zweck nur unvollkommen erfüllen. Nun dürfte durch einen Versuch von bahnbrechender Bedeutung, den Professor Spahn unter Aufsicht des zuständigen Ministers in Hannover-Langenhagen kürzlich ausführte, die Beseitigung jenes Übelstandes bald zu erwarten sein. Eine medizinische Monatsschrift beschreibt den Versuch wie folgt: « Herr Spahn füllte ein großes, würfelförmiges Glasgefäß von 100 Kubikfuß Inhalt mit dichtem, schwerem Petroleumruß derart aus, daß man nicht imstande war, eine Leuchtkraft von 80 Normalkerzen, die sich auf der anderen Seite befand, durchschimmern zu sehen. In dem Gefäß hatte er in gleichen Abständen zwei Eisenplatten befestigt, deren Oberflächen mit zahlreichen dünnen Spitzen versehen waren. Diese Platten brachte er in leitende Verbindung mit den Polen eines kleinen Wechselstromdynamos. Der erzielte Erfolg war wahrhaft überraschend. In der dichten schwarzen Masse entstand eine wallende Bewegung, sämtliche feste Ruß- und Kohlepartikelchen wurden von der Spitzen der Eisenplatten angezogen und schlugen sich in einer dicken Schicht darauf nieder, so daß in zwei bis drei Minuten das Glasgefäß vollkommen durchsichtig und frei von Ruß war und das Licht mit voller Kraft auf der anderen Seite wahrgenommen werden konnte. Der dem Versuch beiwohnende Minister wird mit folgenden Worten zitiert: « Eine Anbringung derartiger mit Elektrizität zu ladenden Metallplatten in den Rauchabzügen von Feuerungsanlagen steht nichts im Wege, und die Kosten sind außerdem auch geringer als diejenigen von anderen Vorrichtungen für den nämlichen Zweck. »

*

Schon seit ungefähr 140 Jahren besteht der Plan, zwischen Frankreich und England eine Verkehrsverbindung zu schaffen, die nicht an der Balkenlosigkeit des Wassers leide. Zuerst sollte es ein Tunnel unter dem Meeresarm La Manche sein, jetzt handelt es sich um eine Brücke über die Meerenge. Es sind dies Projekte! Bei Betrachtung des einen überkommt uns Grauen, bei der des anderen befällt uns Schwindel. Der Tunnel sollte von Calais nach Dover in einer Länge von 47000 Meter und einer Tiefe von 60 Meter unter dem Meeresgrunde gebaut werden. Die Unterhandlungen zwischen der französischen und englischen Regierung wegen jenes Tunnels waren bereits weit gediehen; die französische Nationalversammlung hatte in ihrer Sitzung vom 2. August 1875 einen auf den Tunnel bezüglichen Gesetzesentwurf angenommen, bei Calais wurde bereits mit Vorarbeiten begonnen; da kam das Projekt durch den Widerstand der englischen Volksvertretung zum Scheitern. Die Engländer fürchteten, daß, wie einst Oannes aus dem erythräischen Meer, eines Tages französische Heerscharen mit Ross und Tross aus den Tiefen des Kanals emporsteigen und Britannien unterjochen könnten. An Leonidas, der mit seinen dreihundert Spartanern bei den Thermopylen das ganze persische Heer aufhielt, bis Verrat sie besiegte, dachten sie nicht. Jetzt ist das Brückenprojekt aufgetaucht und wird auch in englischen Blättern lebhaft besprochen, ohne daß sich aber schon absehen läßt, ob eine Hoffnung auf Verwirklichung Begründung hat.

*

Ein Vertilgungskrieg gegen Maikäfer wurde in der Lüneburger Heide (Niedersachsen) geführt. Der heiße Frühling hatte diesen Käfer in den dortigen Kiefernwaldungen so millionenfach zur Entwicklung kommen lassen, daß der ganze Forstbestand ernstlich gefährdet schien und deshalb die Bevölkerung aufgefordert wurde, die Tiere auf Kosten des Staates zu sammeln. In der ganzen

Heide wurden 480000 Liter gesammelt; da jeder Liter 450 Käfer enthielt, waren es also 216 Millionen. Dafür wurden vom Land 70000 Euro gezahlt, das heißt fuer jeden Käfer 1/30 Cent.

*

Eine neue Austernbank, die von einem spanischen Fischer im Golf der Gascogne entdeckt wurde, und zwar in der Naeh von Mimizan (Frankreich), soll von ungewöhnlichem Reichtum sein. Sie liegt 12 bis 16 Seemeilen von Land und hat eine Länge von ungefähr vier Meilen bei einer Breite von zwei Meilen. Sie ist angeblich völlig frei von Seesternen, die bekanntlich die groeßten Feinde der Austern sind.

*

Eine höchst sinnreiche, nachahmenswerte Einrichtung hat die Verwaltung der englischen Eisenbahn eingeführt. In den Wagen der Züge sind selbsttätige Apparate in Form elektrischer Lampen angebracht, welche, nachdem ein Penny in die dazu bestimmte Ritze geworfen, durch einen Druck auf einen Knopf elektrisches Licht erzeugen, zum Zeitunglesen und so weiter genügend. Nach einer halben Stunde erlischt das Licht von selbst, oder es kann auch durch Drücken auf einen anderen Knopf früher ausgelöscht werden. Ebenso kann es durch Hineinwerfen eines weiteren Penny immer wieder erneuert werden. Arbeitet der Apparat zufällig nicht, so fällt der Penny in solcher Weise durch, daß er vom Reisenden wiedererlangt werden kann.

Auf Empfehlung einer Spezialistin für Be- und Erleuchtung, der Universalismustheoretikerin Al-Sahedi, überlegt dem Vernehmen nach die Geschäftsleitung der hiesigen Bahn, die nächste Generation der Hochgeschwindigkeitszüge mit derartigen Lampen auszustatten. Man geht von einem geringeren Energieeinsatz aus und erhofft sich eine zusätzliche Einnahmequelle. Der Bezahlmodus soll allerdings modifiziert werden. Hierzulande wird das Leselicht dann wohl mit einer Bank-Card oder Kreditkarte bezahlt werden müssen. Die Preise sollen denen auf der Insel gleichkommen.

Redaktionell vorläufig abgeschlossen im November 2010